

**F**ast in der Mitte des Landes, weit entfernt von den Bergen im Süden und dem Meer im Norden, liegt der See. Umgeben von dichtem Wald ist er nicht groß, aber unter der dunkelgrünen Oberfläche reicht er tief in die Erde. Seine morastigen Ufer, aus denen knorrige Wurzeln herausragen, fallen zum Wasser ab. Trauerweiden lassen ihre langen Äste kraftlos in das Wasser hängen, dahinter stehen Fichten, Birken und Tannen in einem märchenhaften Dickicht aus Sträuchern und Farnen.

Eine dunkel gefiederte Ente, kleiner als die fetten Tiere aus dem Park, schwimmt am Rand des Sees. Umkreist von ihren hungrigen Küken, die noch ungeschickt bei der Nahrungssuche sind, verlagert sie mit einer plötzlichen Bewegung der Flossen das Gewicht ihres Körpers nach vorn, stößt unter Wasser und taucht mit einer Alge im Schnabel wieder auf. Sofort entreißt ihr ein Küken das braun schimmernde Gewächs und schwimmt, unter dem Krächzen seiner Geschwister, in das schützende Schilf. Wieder taucht die Ente, und diesmal imitieren die Jungtiere ihre Bewegung, leider ohne Erfolg, sodass die Mutter auch dem nächsten Küken zu fressen geben muss.

Durch die knospenden Birkenzweige fallen die schwachen Strahlen der Frühlingssonne. Das Licht blendet mich, wenn ich den Kopf nur ein Stück zur Seite bewege, und ich versuche, still zu stehen.

Der Makler hat mir versprochen, das Haus in einem ordentlichen Zustand zu übergeben. Leider hat er sich nicht daran gehalten. Das Grundstück ist verwahrlost, der abschüssige Garten, an dessen oberem Ende das Haus steht, ist ungepflegt, die schöne Fassade aus Backsteinen und Glas verwittert. Auf den Möbeln liegt dichter Staub, die Böden sind dreckig, Toilette, Spülbecken und Badewanne starren vor Schmutz, zurückgelassene Habseligkeiten des Vorbesitzers stehen herum. Obwohl ich ihn nie kennengelernt habe, besitze ich doch eine klare Vorstellung von ihm. In den einfachen Möbeln, den penibel beschrifteten Einweckgläsern und der ordentlichen Art, in der das Haus eingerichtet ist, erkenne ich einen Mann, der sein Leben streng organisiert hat. Nichts Überflüssiges ist zu sehen, keine kuriosen Mitbringsel oder Reiseerinnerungen, wie sie sich im Laufe eines Lebens oft ansammeln. Die wenigen Möbel sind sorgfältig ausgewählt und genau richtig in den Fluchten der Räume platziert. Unter all der Unordnung und dem Dreck verbirgt sich ein wunderbares Haus. Ich kann nicht erwarten, es wieder herzurichten.

Ich habe Lebensmittel mitgebracht, um die ersten Tage zu überstehen. Außerdem Kisten voller Kochtöpfe, Geschirr und anderer Dinge, die mir sinnvoll erschienen. Glühbirnen, Streichhölzer, zwei scharfe Küchenmesser, Handtücher und Putzmittel. Ich räume die Lebensmittel auf den Küchentisch und benutze die leere Kiste als Mülleimer für das zerbrochene Geschirr und die fleckigen Zeitungen, mit denen die Schränke ausgelegt waren.

Die leeren Schränke wische ich mit einem in Essigreiniger getränkten Lappen aus, dessen Geruch sich mit dem modrigen Staub zu einer ekelhaften Mischung verbindet. Als die lackierten Pressholzböden einigermaßen sauber sind, stelle ich Lebensmittel und Kochtöpfe hinein.

Ein Teakholzregal, dessen dünne Einlegeböden wirken, als würden sie schweben, nimmt fast die ganze Wohnzimmerwand neben der Fensterfront ein. Es ist leer, nur im untersten Fach stehen einige Romane und eine Reihe akademisch aussehender Bücher in schlichten Einbänden. Ich lege alles in die Kiste und stelle sie auf die Veranda. Dann wische ich das Regal mit einem trockenen Tuch ab. Meine Nase läuft ständig von dem Staub, den ich aufwirble.

Am Rand des Gartens, kurz bevor der Wald beginnt, steht ein von der Sonne verblichener Holzschuppen, in dem ich Besen und Putzeimer vermute. An der Tür hängt ein rostiges Vorhängeschloss, dessen Schlüssel ich tatsächlich unter einem umgedrehten Blumentopf neben dem Eingang finde. Als ich den Lichtschalter umlege, bleibt es dunkel. Die Leitung scheint in Ordnung zu sein, wahrscheinlich sind nur die Sicherungen defekt. Ich öffne die Tür weit, damit Licht in den Schuppen fällt. In der Ecke steht eine Werkbank, daneben ein altes Herrenrad. An der Wand sind Schaufel, Spaten, Baumsäge, Axt und eine Spitzhacke aufgehängt, deren metallene Teile durch die Feuchtigkeit schartig geworden sind. Ich finde ein Kehrblech und einen Handfeger, einen Besen, Putzlappen und einen Zinkeimer und nehme alles, was ich zum Säubern benutzen kann, mit ins Haus. Nachdem ich den Boden in der Küche und dem Wohnzimmer ausgefegt und die Möbel abgestaubt habe, wasche ich die Lappen in der Küche aus. Aus warmem Wasser und Flüssigreiniger

mache ich eine Lauge. Ich schlinge den seifigen Lappen um den Besen und beginne, den Boden zu wischen.

Das Haus ist ein zweigeschossiges Gebäude mit Flachdach aus den Zwanzigerjahren. Die Front zum See ist auf beiden Etagen mit bodentiefen Fenstern versehen, die sich fast über die gesamte Breite erstrecken. Man sieht auf den Garten, der zum See hin abfällt, und den Wald, der ihn umgibt. Eine geschwungene Treppe, wie das Innere einer Muschel, führt ins Obergeschoss, wo es ein Schlafzimmer und ein großes Badezimmer gibt.

Der an das Grundstück grenzende Waldsee liegt einen knappen Kilometer außerhalb eines kleinen Dorfes. Nur durchtrennt von einer schnurgeraden und wenig befahrenen Autobahn, sind die umgebenden Wälder unberührt und so ursprünglich wie nur wenige Gegenden im hoch industrialisierten Deutschland. Bäche durchziehen die Wälder wie kristallene Adern und schlängeln sich an bemoosten Gesteinsbrocken vorbei. Leichte Anhöhen ragen aus der Landschaft, wäre das Klima freundlicher, könnte man hier Wein anbauen. Das Dorf selbst ist nicht besonders schön. Es besteht aus gedrungenen, schmucklosen Häusern, die aus der Zeit vor der Wiedervereinigung stammen. Die elektrischen Leitungen sind über dem pockennarbigen Putz verlegt, in den Gärten liegt Bauschutt. Die einzigen neuen Gebäude sind ein Discountsupermarkt mit überdimensioniertem Parkplatz, ein Autohaus, das mit sehr günstigen Krediten wirbt, und eine Tankstelle, rund um die Uhr geöffnet für die Reisenden von der Autobahn. Wer konnte, ist weggegangen, und die wenigen, die noch da sind, hoffen bald zu gehen. Nur deswegen konnte ich mir wohl das Haus leisten.

Anders als die bulligen Häuser im Dorf wirkt es offen und leicht. Der Makler hat mir erzählt, dass es nach den Plänen eines Bauhausarchitekten als Sommerhaus gebaut und bis Ende der Dreißigerjahre von ihm bewohnt wurde. Als der Architekt aus Deutschland fliehen musste, stand es für einige Jahre leer. In den Aufzeichnungen des Bauhausarchivs ist kein Sommerhaus erwähnt, deshalb bin ich nicht sicher, ob die Geschichte wirklich stimmt. Nach dem Krieg hat ein SED-Funktionär das Haus als Treffpunkt mit seinen Affären benutzt. In den unklaren Besitzverhältnissen der Wendezeit wurde es von einem westdeutschen Investor erworben, der es aber wegen baurechtlicher Auflagen nicht wie geplant renovieren durfte. Weil die Firma viele andere, lukrativere Anlagen verwaltete, wurde es für erstaunlich wenig Geld an einen älteren Herrn verkauft, der vor mir das Haus bewohnte.

Kurz nach seinem Tod habe ich das Haus durch einen Zufall gefunden. Ich war mit meiner damaligen Freundin auf dem Weg zu der Hochzeit eines Freundes und verfuhr mich. Mein Auto, ein silbergrünes Mercedes-Coupé von 1979, das ich erst wenige Wochen zuvor gekauft hatte, besaß kein Navigationssystem, und mein Telefon hatte nur unregelmäßig Empfang. Ich nahm die falsche Ausfahrt von der Autobahn und fuhr über menschenleere Alleen, deren Ränder immer wieder weiße Kreuze säumten. Nach einer halben Stunde sah ich einen Bauernhof, vor dem eine Frau Erdbeeren und Honig verkaufte. Sie erklärte mir den Weg zurück zur Autobahn, aber ihre Beschreibung war so kompliziert, dass ich sie schon vergessen hatte, ehe ich wieder im Auto saß. Ich versuchte, ruhig zu bleiben. Es war noch Zeit bis zur Trauung, und selbst wenn wir die Zeremonie verpasst hätten, würden wir es noch zur anschließenden Party schaffen.

Irgendwann wurde meiner Freundin langweilig, und sie küsste erst meinen Hals und steckte dann ihre Hand in meine Hose. Ich bog in einen kleinen Feldweg, bemüht, sie zu küssen, ohne einen Baum zu touchieren. Ich hielt den Wagen an, worauf sie sich auszog und sich auf mich setzte.

Als ich danach aus dem Auto stieg, um mich ein wenig umzusehen, bemerkte ich plötzlich zwischen den Bäumen den See und dann das Haus. Es wirkte wie ein Vorposten der Zivilisation in überbordender Natur. Zurück am Auto, bat ich meine Freundin, mir den Fotoapparat zu geben, den wir für die Hochzeit mitgebracht hatten. Gemeinsam liefen wir zum Ufer, von wo ich einige Bilder vom Haus machte. Meine Freundin sagte, dass sie den See hübsch, aber zu dreckig finde und im Auto auf mich warten würde.

Der Gedanke an das Haus hat mich seitdem nicht mehr losgelassen. Der Waldsee wurde zu dem Ort, an den ich mich immer wieder wünschte, und als sich endlich die Gelegenheit dazu ergab, kaufte ich das Haus und das Grundstück, auf dem es stand.

Obwohl es mich eigentlich nicht mehr stört, suche ich die Telefonnummer des Maklers, um ihn zu fragen, warum das Haus nicht in dem vereinbarten Zustand war. Nach vier Klingelzeichen höre ich die Ansage auf der Mailbox und bin sicher, dass er nicht abnimmt, weil er meine Nummer erkannt hat. Ich überlege, die Nummer zu unterdrücken, bevor ich das nächste Mal anrufe.

Bevor es zu spät am Abend ist, will ich noch einen Termin mit einem Elektriker vereinbaren. Im Schuppen brauche ich Licht, und es ist wahrscheinlich keine schlechte Idee, auch die Leitungen im Haus zu überprüfen. Ich habe einen

Laptop mitgebracht und klappe ihn am Küchentisch auf. Es gibt keine DSL-Leitung, also koppele ich den Computer mit meinem Telefon, das sich mit dem Internet verbindet. Der Computer erkennt das Telefon als Modem, doch die Verbindung ist langsam, und ich muss warten. Als nach einigen Minuten nichts passiert, gehe ich mit Computer und Telefon in der Hand im Haus herum, um einen Platz zu finden, an dem der Empfang besser ist. Nahe am Fenster wechseln die Buchstaben auf dem Telefon und zeigen an, dass ich jetzt eine schnellere Verbindung benutzen kann. Ich stelle den Computer auf dem Fensterbrett ab und klicke auf den ersten Treffer der Suchmaschine. Unter der Telefonnummer, die ich auf der Webseite finde, erreiche ich noch jemanden, mit dem ich einen Termin für den nächsten Tag vereinbare.

Meine Vorräte bestehen vor allem aus haltbaren Lebensmitteln. Getrocknete Hülsenfrüchte, Vollkornnudeln und Reis, Haferflocken und Brot. Bis ich die ersten selbst angebauten Lebensmittel verwenden kann, wird es noch Monate dauern. Man muss bei aller Konsequenz realistisch bleiben. Ich weiche rote Linsen, die schneller garen als die größeren grünen, in lauwarmem Wasser ein und hacke Sellerie, Möhren, Zwiebeln und Petersilie. Gemeinsam wird alles in Butterschmalz angebraten, mit Essig abgelöscht und dann mit Brühe aufgegossen. Der elektrische Herd ist alt, aber scheint zu funktionieren. Nach einer Stunde ist der Eintopf fertig, ich schüttele die sämige Masse in eine Schüssel und lege eine Scheibe Brot dazu. Es ist so still, dass ich höre, wie der Löffel an den Rand der Porzellanschüssel stößt, während ich esse.

Ich stelle den Laptop wieder auf den Küchentisch und öffne meinen Filmordner. Es gibt zwar einen Fernsehanschluss im Haus, auf dem Dach habe ich eine Antenne gese-

hen, aber ich habe nicht vor, ihn zu benutzen. Der erste Schritt in meine Unabhängigkeit besteht darin, sich dieser Maschine zu entziehen.

Während ich esse, sehe ich mir Sam Peckinpahs *Straw Dogs* an, einen der vielen Filmklassiker, die ich mitgebracht habe. Dustin Hoffman spielt darin einen Mathematiker, der mit seiner Frau in ein kleines Dorf zieht, um dort ungestört ein Buch zu schreiben. Nach etwa einer halben Stunde drücke ich die Space-Taste, um den Film zu stoppen, räume meine Schüssel, Messer und Löffel ins Waschbecken und lasse Spülmittel und heißes Wasser hineinlaufen.

Als das Geschirr zum Trocknen neben dem Herd steht, setze ich mich wieder an den Küchentisch, zum Schlafengehen bin ich noch viel zu wach. Ich habe zwei Kisten Côtes du Ventoux mitgebracht und öffne eine Flasche. Ich trinke das erste Glas schnell und lasse den Film weiterlaufen. Das zweite Glas trinke ich langsamer, während ich Dustin Hoffman bei seinem Kampf gegen die Dorfbewohner zusehe. Die Schlusszene im Feuer wühlt mich so auf, dass ich mit dem Glas in der Hand aufstehe und auf die Terrasse gehe, um meinen Blick über den Garten und den still daliegenden See schweifen zu lassen. Wieder einmal bin ich überwältigt von der Schönheit dieses Ortes. Es ist zu kalt, aber trotzdem setze ich mich ins Gras, lege eine Hand in die feuchten Halme und kann kaum glauben, dass ich wirklich hier bin. Als die Flasche Wein leer ist, kann ich schlafen.

## 2

Ich erwache zu früh aus traumreichem Schlaf. Durch die Vorhänge fallen helle Sonnenstrahlen in das Schlafzimmer. Ein Buchfink singt vor dem Fenster und presst die Töne dabei in einer Lautstärke heraus, die ich dem kleinen Körper nie zugetraut hätte. In der Nacht bin ich immer wieder aufgewacht, orientierungslos und mit zu wenig Sauerstoff, weil meine Nasenschleimhaut angeschwollen ist. Überall in der Luft bewegen sich Pollen, unsichtbar, aber so aggressiv, dass sie eine Überreaktion meines Immunsystems auslösen. Xylometazolin-Tropfen und Asthmaspray stehen neben dem Bett, helfen aber nur für einige Minuten. Immer wenn ich doch kurz einschlafen konnte, bin ich in wirre Träume geglitten. Nachdem ich vom Bett aus den kleinen Finken für ein paar Minuten beobachtet habe, stehe ich auf. Es ist ungewohnt, eine Treppe hinunter in die Küche zu gehen. Seit meiner Kindheit habe ich nicht mehr in einem Haus gewohnt. In Städten lebt man in Wohnungen, die man eigentlich nur zum Schlafen nutzt. Man geht morgens in ein Café und zum Essen in ein Restaurant. Aber als ich die Küche betrete und mir bewusst wird, dass das ganze Gebäude nur mir gehört, erfüllt mich der feierliche Stolz des Hausbesitzers.

Im Garten ist das Gras feucht, über dem See liegt Nebel. Ein Landschaftsmaler hätte diese Idylle nicht besser erträumen können. Kühle Luft streicht über mein Gesicht und vertreibt die letzte matte Müdigkeit. Das Telefon in meiner Hosentasche vibriert und erinnert mich an den täglichen Termin, an dem ich in fünfzehn Minuten teilnehmen müsste, würde ich noch im Büro arbeiten. Ich öffne die Terminserie mit einem Fingerdruck auf den Eintrag und lösche sie aus dem Kalender. Zurück im Haus setze ich mich an den Küchentisch und überlege, was ich zu tun habe.

Das Wichtigste ist, das Haus in einen bewohnbaren Zustand zu bringen. Ich sammle die Putzlappen ein, die ich zum Trocknen nach draußen gehängt habe, und bringe sie zusammen mit dem Eimer und Schwämmen ins Badezimmer. Am schlimmsten sieht die Toilette aus, in der Urinstein ganze Areale überzieht. Unter der Rundung haben Harnsäure und Kalk aus den Wasserrohren zu einer Ausfällung geführt. Der alte Mann im Haus hat sicher zu wenig getrunken. Die Hände in grünen Gummihandschuhen, lasse ich Chlorreiniger in die Schüssel laufen. Es dauert lange und anstrengende Minuten, bis sich unter dem Druck der Toilettenbürste die ersten Ablagerungen lösen und in die schaumige Lache des Siphons gleiten. Ermutigt von meinem Erfolg, reibe ich stärker, bis das erste Porzellanweiß wieder zum Vorschein kommt. Als die Toilette endlich sauber ist, öffne ich das Fenster, um den scharfen Chlorgeruch aus dem Raum zu lassen.

Ich setze mich auf den Rand der Badewanne und inspiziere ihren Zustand. Unter beiden Wasserhähnen haben sich Rostspuren auf den Kacheln abgesetzt, und wenige Zentimeter unter dem Rand zieht sich ein Schmutzstreifen rund um

die Wanne. Ich lasse unverdünnten Reiniger auf einen aufgerauten Schwamm tropfen und reibe, so fest ich kann, über die verdreckten Stellen. Als ich den Schaum mit kaltem Wasser abspüle, fließt es nicht ab. Der Abfluss muss verstopft sein. Neben der Toilette steht eine Saugglocke, und ich setze das rote Gummi über den Abfluss auf den Wannensboden. Es gurgelt und schmatzt, während ich den Stiel auf und ab bewege. Nach Chlor riechende Wassertropfen spritzen in mein Gesicht und brennen in meinem Auge. Der Unterdruck saugt etwas aus dem Rohr, und als ich die Glocke wegziehe, ragt ein dunkles Büschel aus dem Abfluss. Ich ziehe daran, und es kommen lange Haare zum Vorschein, halb verwest und stinkend. Mit starkem Brechreiz kämpfend, wickle ich die abgestorbenen Fäden in ein Stück Küchenpapier und spüle sie die Toilette hinunter.

Nach einigen Stunden Arbeit hält ein weißer Kastenwagen vor dem Haus. Durch das Fenster sehe ich einen Mann in grauem Kittel, der auf das Haus zuschreitet und im Vorbeigehen das Kennzeichen meines Autos mustert.

»Die Anfahrt müssen Sie mir extra zahlen«, sagt er, als ich ihm öffne. »Ich habe fast eine Stunde hier raus gebraucht.«

Mich stört seine Unfreundlichkeit, aber ich brauche seine Hilfe und lasse ihn herein. Ich erkläre das Problem mit dem Strom im Schuppen und bitte ihn, die Leitungen im Haus zu überprüfen.

»Wissen Sie, wo der Sicherungskasten steht?«

»In der Küche, glaube ich.«

Wir finden ihn hinter der ausgesägten Rückwand eines Küchenschanks. Der Elektriker sieht hinein und stochert mit einem Schraubenzieher zwischen den Drähten herum.

»Wer hat denn das gemacht? Sicher kein Fachmann, das ist ja lebensgefährlich. Das muss alles raus und richtig eingebaut werden.«

»Können Sie das erst mal provisorisch flicken?«, frage ich ihn.

»Das ist elektrischer Strom, wollen Sie das nächste Mal eins gewischt kriegen? Ist nicht lustig, hier draußen alleine zu liegen, wenn man sich nicht mehr bewegen kann.«

Er zuckt mit den Achseln, klappt seinen Werkzeugkoffer auf und macht sich an die Arbeit.

Nach einer halben Stunde fragt er mich, ob der Schuppen offen sei, er müsse sich die Leitungen dort ansehen. Ich gehe mit ihm durch den Garten und öffne ihm die Tür. Er misst Spannung und Widerstand der Leitung.

»Das dauert jetzt. Ich komme ins Haus, wenn ich fertig bin.«

Ich mache im Badezimmer weiter, spüle die Wanne aus und wische den Boden. Das Waschbecken ist, anders als die Wanne, in einem vergleichsweise guten Zustand. Als ich die Kalkablagerungen und Seifenreste mit dem Scheuerschwamm entfernt habe, ist das Bad wieder benutzbar.

Im Schlafzimmer fege ich den Boden und wische die Möbel ab. Dann lehne ich die Matratze an die Wand neben das geöffnete Fenster und sprühe sie mit Desinfektionsmittel ein. Ich hoffe, die hereinwehende Luft wird den Stoff bis zum Abend trocknen.

Der Elektriker steht am Treppenabsatz mit seiner Rechnung in der Hand. Ich gehe hinunter, ziehe die Handschuhe von den Fingern und unterschreibe auf einem Klemmbrett. Ich gebe ihm sein Geld, bringe ihn zur Tür und sehe dem Kastenwagen nach, der die Auffahrt hinunter auf die Landstraße fährt.

Wieder allein, gehe ich in den Garten, setze mich auf eine gusseiserne Bank, die neben dem Schuppen steht, und betrachte mein Reich. Der übergroße Himmel wirkt, durch die Baumwipfel eingerahmt, gar nicht mehr einschüchternd, sondern freundlich und nah. Es ist warm in der Frühlingssonne, und überall spürt man die erwachende Natur. Ich fühle mich wie ein Kind in den Ferien, ohne Schulaufgaben, ohne jede Verpflichtung oder Aufgabe, und beschließe, im See schwimmen zu gehen.

Es gibt einen Pfad, der vom Garten ans Ufer führt, aber er wurde lange nicht benutzt und ist zugewachsen, sodass ich mich unter den tief hängenden Zweigen hindurch ducken muss. Vorsichtig trete ich auf die wuchernden Brennnesseln, damit sie meine Waden nicht verbrennen. Mit den Fingerspitzen greife ich zwischen die Stacheln der Brombeerranken und biege sie von meinem Oberkörper weg. Ich habe Angst, dass sich die spitzen Widerhaken in meine Arme bohren, und nehme mir vor, den Weg so schnell wie möglich wieder zugänglich zu machen. Der See ist direkt vor mir, und plötzlich fällt der weiche Boden ab. Langsam gehe ich weiter, jeden Schritt mit einem Fuß abtastend, und halte mich gelegentlich an einem Ast fest, um nicht ins Wasser zu rutschen.

Ich ziehe meine Schuhe aus und stelle sie hinter einen Baum, Jeans und Sweatshirt lege ich darauf. Das Wasser ist kalt und riecht modrig, nach Wald und abgestorbenen Blättern und Ästen. Man kann nicht sehen, was unter der Oberfläche liegt, ob der See am Rand seicht ist oder tief. Ich gleite ins Wasser, und sofort versinken meine Füße bis zu den Knöcheln im morastigen Grund des Sees. Ich stoße mich vom Boden ab, und kräftige Schwimmzüge tragen mich ins



offene Wasser. Mir ist so kalt, dass ich meine Arme kaum spüre, aber die Anstrengung wärmt mich auf. Mein Mund taucht kurz unter die Oberfläche, und ich schmecke das erdige Wasser des Sees. Mit jedem Zug werden meine Muskeln etwas wärmer, und bald habe ich die Mitte des Sees erreicht. Ich freue mich über den eigenen Mut und wünschte, jemand könnte mich sehen.

Plötzlich streift etwas unter der Wasseroberfläche mein Schienbein. Im dunklen See kann ich nichts erkennen und versuche zu ertasten, ob mich ein Tier gebissen hat. Mein Kopf gerät unter Wasser, weil ich die Beine nicht mehr bewegen kann. Mit einem Schlag wird mir klar, dass sich unter mir eine ganze, unergründliche Welt befindet, und sofort spüre ich die eisige Kälte des Wassers wieder. Ich gerate in Panik, verschlucke mich und trete hektisch mit den Beinen auf der Stelle, um nicht unterzugehen. So schnell ich kann, schwimme ich zurück ans Ufer. Die Böschung ist zu steil, um sie zu erklimmen, und ich greife nach einem Ast, um mich an Land zu ziehen. Als ich es schon fast geschafft habe, rutsche ich ab und falle mit dem Steißbein auf eine knorrige Wurzel, die aus dem Wasser ragt. Der Schmerz schießt durch die Lende bis in die Hoden, und für einen Moment kann ich mich nicht bewegen. Hilflos treibe ich im Wasser, bis es mir gelingt, mich auf den Bauch zu drehen. Stück für Stück krieche ich an Land, wo ich außer Atem auf dem Bauch liegen bleibe. Laub und Dreck verschmieren meine Brust. Erst nach einer Weile kann ich aufstehen und schlüpfen in meine Kleidung und Schuhe. Zitternd vor Kälte und Erschöpfung gehe ich den Pfad zurück zum Haus, nach oben ins Badezimmer, ziehe mich aus und lege mich in die leere Badewanne. Als ich den Hahn für das warme Wasser aufdrehe,

ist es so heiß, dass ich mir beinahe die Beine verbrühe. Ich bleibe in der Wanne, bis die Haut sich fast von den Knochen löst.

Wärmer, aber ausgehungert von der Anstrengung, trockne ich mich ab und gehe in die Küche. Ich hacke eine Schlotte, schneide eine Handvoll Pilze in dünne Scheiben und gebe alles in eine heiße Pfanne mit Butter. Zischend verdampft die Feuchtigkeit in den Pilzen, und ich sehe zu, wie die Pilze schrumpfen und dunkler werden. Ich gebe Eier dazu, schalte die Temperatur niedriger und lasse die Masse zu einem Omelett stocken.

Nach dem Essen geht es mir wieder besser. Ich spüle das Geschirr, starte den Computer und schaue mir einige Nachrichten-Webseiten an. Die Datenverbindung meines Telefons stellt zu wenig Bandbreite zur Verfügung, viel zu langsam werden nur einzelne Teile übertragen. Als endlich die ersten Überschriften angezeigt werden, habe ich das Gefühl, sie alle schon einmal gelesen zu haben. Der Nahe Osten versinkt im Chaos, der Sommer wird rekordverdächtig heiß, die Arbeitslosigkeit ist niedrig oder hoch, und eine Partei hat eine neue Vorsitzende. Ein Fenster erscheint auf dem Bildschirm und teilt mir mit, dass es eine neue Version meines Video-Players gibt. Sofort klicke ich auf den Button zum Aktualisieren. Der Browser schließt sich, und es erscheint ein Statusbalken, der sich nicht bewegt. Ich versuche, den Download abzubrechen, aber der Computer reagiert nicht, und ich ärgere mich, dem Reflex nachgegeben zu haben. Ich schalte den Computer aus und starte ihn neu.

Weil ich nicht müde bin, werde ich einen weiteren Film aus meinem Archiv ansehen. Heute ist es *Fahrenheit 451* von



François Truffaut, die Geschichte des Feuerwehrmanns Montag. Während des Films höre ich immer wieder ein trockenes Knirschen, ein Geräusch, das nicht aus dem Lautsprecher des Laptops kommt, aber nicht genau auszumachen ist. Ich stehe auf und blicke aus dem Fenster, doch nichts ist zu sehen. Ich setze mich wieder, nehme an, dass etwas in den alten Mauern des Hauses arbeitet, und versuche, dem Film zu folgen.

Mir fällt ein, dass die Matratze noch immer am Fenster steht, und gehe ins Schlafzimmer. Der Geruch des Desinfektionsmittels ist weiterhin wahrnehmbar, die Matratze ist jedoch trocken und scheint in Ordnung. Ich lege sie auf den Lattenrost und breite ein Laken darüber. Frisch bezogen sieht das Bett freundlich aus, und es verleiht dem Raum einen behaglichen Komfort. Ich gehe nach unten, um ein Glas Wasser zu trinken, putze meine Zähne, ziehe mich aus und lege mich ins Bett.

Ich bin fast eingeschlafen, als ich wieder das Knirschen bemerke. Es verändert sich zu einem Kratzen, wird bedrohlich laut und verschwindet dann wieder. Ich bin alarmiert und hellwach. Nach einigen Minuten der Stille beruhige ich mich etwas, aber dann ist das Geräusch plötzlich wieder da. Das Kratzen klingt nicht menschlich, ich vermute, dass es die Laute eines Tiers sind, das sich ganz in der Nähe aufhält. Ich stehe auf und gehe zum Fenster, ohne das Licht anzuschalten. Draußen scheint ein fahler Mond auf den Wald, nichts bewegt sich. Kein Anzeichen von Unruhe oder Gefahr. Ich gehe runter, um vor dem Haus nachzuschauen, ob ein Tier bei den Mülltonnen nach Nahrung sucht, aber auch hier ist alles ruhig.

### 3

Es ist kalt im Discountmarkt, und es riecht nach nassen Pappkartons und altem Gemüse. Nur der Ofen der Bäckerei, die am Eingang hinter den Kassen aufgebaut ist, strahlt etwas Wärme. In den Regalen stehen verbeulte Konservendosen, von denen die Etiketten abblättern. Im Bierdunst vor dem Pfandautomaten wartet ein Mann mit einer fleckigen Jacke und gefütterten Kunstlederstiefeletten. Im Automaten rotiert eine Flasche, die Maschine kann den Strichcode nicht lesen und wirft sie wieder aus. Der Mann reagiert zu langsam, und sie wird wieder in den Automaten gezogen, wo sie von Neuem rotiert. Er versucht immer wieder, die Flasche zu greifen, aber es gelingt ihm nicht. Seine Hand glänzt unnatürlich, sodass ich genauer hinsehe, während ich an ihm vorbeigehe. Zuerst glaube ich, er hätte einen Gummihandschuh über die Hand gezogen, aber dann erkenne ich die Prothese. Der Kunststoff schimmert wie die Plastikhaut einer Puppe, und ich frage mich, wie die Hand an seinem Körper befestigt wurde. Ich höre das Geräusch der sich drehenden Flasche noch, als ich meinen Einkaufswagen schon um die Ecke geschoben habe.

In der Gemüseabteilung gibt es die übliche Mischung unreifer Tropenfrüchte, die Tausende von Kilometern hinter

sich haben und trotzdem nicht schmecken. Wenigstens die Äpfel sind biologisch zertifiziert, doch auf der Verpackung steht, dass sie aus Neuseeland stammen. Die Früchte sind um die halbe Welt geflogen, nur um sie möglichst billig mit einem Bio-Aufkleber zu versehen. Die Trauben sind aus Chile, Kakis und Mangos kommen ohnehin nicht infrage. Am Ende entscheide ich mich für Birnen, die zwar nicht biologisch angebaut worden sind, aber wenigstens aus Deutschland stammen.

In dem summenden Kühlregal finde ich Milch, Butter, Käse und Joghurt. Auf dem Weg zum Ausgang lasse ich den Einkaufswagen stehen, um bei den Spirituosen eine Flasche Wodka aus dem Regal zu nehmen. Ich suche noch Mineralwasser in Glasflaschen, aber auf einer Holzpalette stapeln sich nur dunkelblaue Plastikflaschen, die mit Folie zu Sechserpacks zusammengeschweißt sind. Sie sind pfandpflichtig, doch das Recycling von Plastikflaschen ist aufwendig und viel zu energieintensiv. Ich werde stattdessen Leitungswasser trinken, das genauso gut ist, auch wenn ihm leider die Kohlensäure fehlt.

An der Kasse sitzt eine junge Frau, die unter ihrem weißen Kittel einen dunkelgrünen Rollkragenpullover trägt. Der elastische Stoff spannt sich über ihren schlanken Körper. Mit der immer gleichen Handbewegung zieht sie die Ware über den piependen Scanner. Der Ansatz ihres Mittelscheitels verrät, dass ihre Haare blondiert sind, von der aggressiven Chemikalie sind sie schon etwas ausgedünnt. Ihre echte Haarfarbe ist etwas dunkler und weniger leuchtend. Sie hat hohe Wangenknochen, eine hohe Stirn, dünne Finger und schmale Schultern. Im fahlen Licht der Supermarktbeleuch-

tung ist ihre Schönheit unwirklich, sie gehört nicht an diesen tristen Ort. Die Lippen, glänzend mit rosa Gloss überzogen, schimmern in ihrem blassen Gesicht, und zwischen ihnen blitzen die Zähne hervor. Ihre Gesichtszüge sind auf eine perfekte Art symmetrisch. Es ist, als hätte ihr jemand empfohlen, den Kittel anzuziehen und sich die Haare zu färben, weil ihr Anblick sonst nicht auszuhalten wäre. Als ich an der Reihe bin, schaut sie kurz hoch, ignoriert, dass ich sie viel zu lange ansehe, und nickt mir zur Begrüßung zu. Mit einem leichten Akzent, der bei den Plosiv-Lauten gepresst klingt und die Vokale in die Länge zieht, nennt sie mir den Preis meiner Einkäufe.

Als ich den voll beladenen Einkaufswagen über den viel zu großen Parkplatz schiebe, überlege ich, ob ich zurückgehen soll. Aber was könnte ich die Verkäuferin fragen, die ich nie zuvor gesehen habe und von der ich nichts weiß? Ich bringe den Einkaufswagen in den Unterstand und werfe einen Blick auf die Liste der Dinge, die ich noch zu erledigen habe.

Ich finde eine Apotheke auf der Hauptstraße des Dorfes, aber es hängt ein Schild mit der Aufschrift »Bin gleich wieder zurück« in der verschlossenen Tür, und ich muss warten. Neben der Apotheke befindet sich ein Friseursalon, vor dessen Eingang ein junger Mann auf einen Rollator gestützt steht und raucht. Er wirkt abgerissen, seine Schuhe sind offen, und sein glänzender Blouson ist voller Flecken. Er riecht nach Alkohol und Schweiß und spuckt Tabakkrümel aus, während er redet, und ich trete einen Schritt zur Seite.

»Früher hat mir Jackie die Haare geschnitten. Du weißt ja, wie gut die das gemacht hat. Nichts gegen dich, aber die

konnte das mindestens so gut wie du. Aber natürlich hat die irgendwann keinen Bock mehr auf einen Krüppel gehabt.«

Er nimmt einen Schluck aus einer kleinen Schnapsflasche, die er aus der Jackentasche zieht.

»Dabei hatte ich doch gar nichts gegen die Jungs.«

Von drinnen höre ich eine Frauenstimme, die antwortet.

»Du hast bestimmt wieder irgendwas Blödes gesagt.«

»Nichts habe ich gesagt, gar nichts. Was sind das denn für Menschen, die zu viert auf einen losgehen und den halb totschiessen?«

»Du hast doch angefangen, weil du wieder besoffen warst.«

»Und wenn schon.«

Er wirft den Zigarettenstummel auf den Boden und wischt sich mit den Fingerspitzen Tabakkrümel von der Zunge.

»Feige Schweine sind das.«

»Komm lieber wieder rein, bevor dich jemand hört.«

Ein Mann, in Cordhose, Stiefel und Wollpullover gekleidet, kommt auf mich zu und beschleunigt seinen Schritt, als er mich vor der Tür sieht.

»Es tut mir leid, meine Mitarbeiterin ist heute krank, und ich hatte etwas Dringendes zu erledigen.«

Er schließt die Tür auf, und ich folge ihm. Drinnen streift er einen weißen Kittel über, rückt seine goldene Brille zu-recht und wendet sich mir zu.

»Was kann ich denn für Sie tun?«

»Ich renoviere ein Haus und brauche etwas, um mich im Notfall selbst verarzten zu können.«

»Dann sind Sie gar nicht auf der Durchreise?«

»Nein, ich bin in das Haus unten am Waldsee gezogen und richte es wieder her.«

»Wollen Sie nicht einfach einen Erste-Hilfe-Kasten? Da ist alles drin, was man so braucht.«

Er holt einen dunklen Kasten mit grünem Kreuz darauf aus dem hinteren Raum der Apotheke, legt ihn auf den Tresen und öffnet ihn. Platzsparend und antiseptisch in Folie eingeschweißt, liegen Verbandszeug, Mullbinden, Pflaster, Tuben und eine Schere darin.

»Wenn es zu Schnittverletzungen oder anderen Blutungen kommen sollte, sind Sie damit bestens versorgt. Bei Prellungen würde ich zusätzlich zu einer Schmerzsalbe und Tabletten raten.«

»Dann nehme ich alles.«

Der Apotheker schließt den Kasten und schiebt ihn zu mir. Er tippt den Preis in eine alte Kasse, die piepend einen Beleg ausdrückt.

»Wenn Sie sich mal eingerichtet haben, müssen Sie unbedingt Ihren Nachbarn besuchen, den Franz. Alle nennen ihn nur den Eiermann, weil er Hühner hält, aber er verkauft auch Honig und Obst. So frisch kriegen Sie das nirgendwo. Vor allem der Honig ist gut, und die Enzyme sind sehr wichtig für den Körper. Helfen bei Erkältungen und können auch Allergien vorbeugen. Die hat ja heute jeder. Es ist ja alles so sauber, dass kein Kind mehr gesunde Abwehrkräfte entwickeln kann.«

Als ich die Apotheke verlasse, stehen zwei Jungen an meinem Wagen, der an der gegenüberliegenden Straßenseite geparkt ist. Der eine spuckt auf die Windschutzscheibe. Als

sie mich sehen, laufen sie lachend weg. Ich steige ein und ziehe an dem Hebel für die Scheibenwischer. Wasser spritzt auf die Scheibe, und die Wischblätter verteilen den Speichel, bis er schließlich nicht mehr zu sehen ist.

Ich lasse den Wagen an und fahre langsam durch den Ort, um ein Geschäft zu finden, in dem ich Flickzeug für das Fahrrad im Schuppen kaufen kann. Überall, an Bäumen und Laternen, hängen Plakate, die ein Fest bewerben, das am kommenden Wochenende stattfindet. In Gedanken bei der Frage, ob die Verkäuferin auch auf diesem Fest sein könnte, übersehe ich fast eine dunkelhaarige Frau, die auf ihrem Fahrrad vor mir die Straße entlangfährt. Sie streckt gerade den linken Arm heraus, weil sie abbiegen will. Ich bremse den Wagen ab, aber sie wird auch immer langsamer und sieht über die Schulter zu mir, anstatt die Fahrbahn zu kreuzen. Schließlich hält sie an, steigt vom Rad und blickt mich wütend an, als ich passiere. Im Rückspiegel beobachte ich, wie sie das Rad hinter mir über die Straße schiebt. Mit ihrer unförmigen Brille, den blauen Jeans, den schwarzen Reebok-Turnschuhen und dem verwaschenen Micky-Maus-T-Shirt macht sie einen ungepflegten Eindruck.

Fast am Ortsausgang sehe ich ein verblichenes Schild, auf dem in geschwungenem Fünfstufigerjahresschriftzug »Haushaltswaren« steht. Ich parke an der Straße, und als ich die Ladentür öffne, läutet eine Glocke. Der dunkle Raum ist vollgestellt mit Regalen, es riecht wie in einem frisch geputzten Treppenhaus. Eine alte Frau in grauer Strickjacke tritt aus dem Raum hinter dem Tresen und sieht mich an.

»Guten Tag«, sage ich. »Haben Sie auch Flickzeug für Fahrräder?«

Sie bleibt stumm, dreht sich um und geht zurück in den Raum, aus dem sie gekommen ist. Ich warte und sehe mich im Laden um, unsicher, ob sie mich verstanden hat. Nach einer Weile kommt ein weißhaariger Mann in grauen Hosen und einem burgunderfarbenen Pullover von hinten.

»Ein Fahrrad wollen Sie flicken? Na dann kommen Sie mal mit.«

Ich folge ihm durch den Laden. In einer Ecke hängen Reifen an der Wand, darunter stapeln sich Fahrradschläuche in Pappschachteln und Luftpumpen. Er gibt mir eine grüne Plastikbox, auf deren Etikett ein Herrenrad abgebildet ist.

»Wissen Sie, wie das geht? Ist eigentlich ganz einfach, aber vielleicht wollen Sie lieber einen neuen Schlauch?«

Ich sage ihm, dass ich lieber den alten Schlauch reparieren würde, und kaufe das Flickzeug.

Zurück am Haus verstaue ich meine Einkäufe und schiebe das Fahrrad aus dem Schuppen. Der dunkelgrüne Lack ist, bis auf kleine rostige Flecken, gut erhalten. Sattel und Griffe sind aus braunem Kalbsleder, und die Lenkstangen sind elegant geschwungen. Es ist Jahre her, dass ich einen Reifen geflickt habe, mein Großvater hat es mir als Kind beigebracht. Die Schraube am Vorderrad sitzt so fest, dass ich mein ganzes Gewicht auf den Schraubenschlüssel legen muss, um die Mutter zu lösen. Als ich das Rad aus der Gabel gelöst habe, ziehe ich erst den Reifen und dann den Schlauch von der Felge. Ich lasse Wasser in einen Eimer laufen, pumpe den Schlauch auf und halte immer ein Stück davon unter Wasser, bis an einer Stelle Luft austritt und Blasen im Wasser wirft. Die undichte Stelle raue ich mit einem Stück Schmir-

gelpapier auf, damit der Kleber auf dem Gummi hält. Ich ziehe die Schutzfolie von dem runden Flicker, drücke aus der kleinen Tube durchsichtigen Klebstoff auf den Schlauch und presse den Flicker darauf. Als der Klebstoff getrocknet ist, pumpe ich einige Stöße Luft in den Schlauch. Mit einem Schraubenzieher drücke ich den Reifen in die Felge und montiere das Vorderrad wieder an die Gabel. Ich freue mich so sehr über das reparierte Fahrrad, dass ich einige Runden vor dem Haus drehe.



**I**m Garten ist das Gras von Unkraut durchzogen. Wo früher einmal gepflegter Rasen wuchs, wuchern nun struppige Inseln aus Sauerklee und Hahnenfuß. Laut brummend fliegen pelzige Ackerhummeln durch die Luft. Sie landen auf den Blumen, die sie mit ihrem Gewicht zum Wanken bringen. Mit ihren langen Rüsseln brechen sie die Blüten auf und saugen den Pollen heraus.

Der Frühling hat sich endgültig durchgesetzt. Die Obstbäume, Äpfel, Kirschen und Pflaumen, tragen erste Blüten, an deren Stelle im Spätsommer die reifen Früchte hängen werden. Sie sind verwildert und müssen geschnitten werden. Ein Scherenzaun, der bis zum Ufer reicht, trennt das Grundstück vom Wald. Das Holz ist mit Moos bewachsen, das vom Waldboden nach oben wächst. Widerstandslos und brüchig von der Feuchtigkeit sind manche Latten geborsten, als wären sie eingetreten worden.

Bevor ich mit der Arbeit im Garten beginne, reibe ich das Innere meiner Nasenflügel und die Scheidewand zwischen den beiden Nasenlöchern mit Vaseline ein. Die fettige Schicht soll die Pollen daran hindern, in Kontakt mit den Schleimhäuten zu kommen und sie noch weiter zu reizen.